

EINIGE VERSUCHE IN GRUNDLOSEM

um Georg Büchners **Lenz**

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

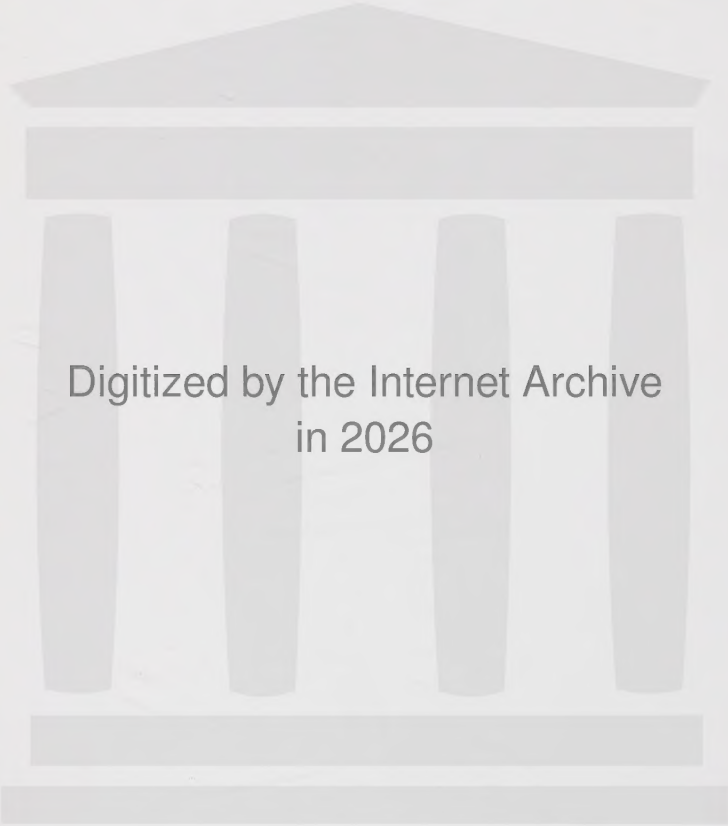
vorgelegt von
Rolf Lüscher
von
Muhen/Aargau

Angenommen auf Antrag von Frau PD Dr. Eleonore Frey-Staiger



Peter Lang
Bern · Frankfurt am Main
1982

Einige Versuche in Grundlosem – um Georg Büchners **Lenz**



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507207_0054

EINIGE VERSUCHE IN GRUNDLOSEM

um Georg Büchners **Lenz**

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
Rolf Lüscher
von
Muhlen/Aargau

Angenommen auf Antrag von Frau PD Dr. Eleonore Frey-Staiger



Peter Lang
Bern · Frankfurt am Main
1982

Teildruck:

Die vollständige Arbeit erscheint als Bd. 529 in der Reihe
„Deutsche Sprache und Literatur“ der Europäischen Hoch-
schulschriften im Verlag Peter Lang AG, Bern.



© Verlag Peter Lang AG, Bern 1982
Nachfolger des Verlages
der Herbert Lang & Cie AG, Bern

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, in allen Formen
wie Mikrofilm, Xerographie, Mikrofiche, Mikrocad, Offset verboten.

Druck: fotokop Wilhelm Weihert KG, Darmstadt

I. "Den 20. Jänner ging Lenz durch's Gebirg."

“Den 20. Jänner ging Lenz durch’s Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.” (79/1 ff.)¹

Büchners Lenz setzt mit diesen Worten ein. Sie stehen der Bewegung vor – die Begegnung mit der Umwelt, die die Geschichte in Gang bringt, hat noch nicht stattgefunden – und beschatten in ihrem Sagen das Nachfolgende. Der Leser wird immer wieder von diesen ersten Sätzen zurückgerufen.

Sie setzen Lenz in eine Umgebung aus, die in einzelne Teile zersplittert ist, zwischen denen keine Verbindung besteht. Die einzelnen Elemente bilden kein Ganzes, in dem jedes einzelne seinem Gegenüber antwortete, sondern die Partikel (graues Gestein / grüne Flächen / Felsen / Tannen) verlieren sich in ihrem zufälligen stummen Nebeneinander. Die Umgebung, der eine erfüllende, sinn- und einheitsstiftende Instanz zu fehlen scheint, fällt in ihre leeren Einzelteile auseinander; ihr liegt nichts zugrunde, das sie verbindlich zusammenhielte.

Nicht nur die Umgebung löst sich in ein unverbundenes Nebeneinander auf, sondern auch Lenz, der teilnahmslos vorübergeht, hat keine Beziehung zu ihr:

“Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts.” (79/8 f.)

Lenz, der gleichgültig die Gegenstände an sich vorbeiziehen lässt, ohne sie erlebend wahrzunehmen, ist nicht ein Einender; der Gleichgültige, der der Umgebung beziehungslos gegenübersteht, belässt sie in ihrer eigentlichen Unverbundenheit. Lenz vermag in der Gleichgültigkeit nicht Schöpfer einer sinnvollen Einheit zu werden, die in der Aussenwelt eigentlich fehlt.

Lenz’ Erfahrung der leeren Beziehungslosigkeit entspricht der sprachliche Duktus der ersten Sätze. Das Nebeneinander in der Landschaft

¹Die Zitate sind angegeben nach: Georg Büchner, Sämtliche Werke und Briefe, Historisch-kritische Ausgabe, Band 1; vor dem Querstrich ist jeweils die Seiten-, dahinter die Zeilenzahl angegeben.

wird im sprachlichen Vollzug zu einem baren Nacheinander:

“... graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.”

Die Erzählung hebt in schmuckloser Berichtsprache an, welche die einzelnen Dinge bloss nennt und die Substantive unverbunden nebeneinander setzt. ‘Wertende’ Adjektive fehlen — entsprechend der Gleichgültigkeit von Lenz —, da sie eine Beziehung zwischen Ich und Welt anzeigen würden.

In scheinbarer Gleichgültigkeit der sprachlichen Führung werden die Glieder des Satzes in ihrer Unverbundenheit und Beziehungslosigkeit belassen. Im Fehlen wahrer Bindungsglieder schliesst der Satz nur noch im zufälligen Ende seiner Aufzählung. Das ‘und’, das keine innere Verbindung zu erstellen vermag, zeigt eine syntaktische Zersetzung an, in der der Satz in Fragmente zerfällt, zwischen denen sich die Leere der Beziehungslosigkeit auftut. Kausale Verknüpfungen, die eine Beziehung von Ursache und Wirkung schaffen würden, fehlen, oft dort, wo man sie am ehesten erwartet:

“..., er stiess an die Steine, er riss sich mit den Nägeln, der Schmerz fing an, ihm das Bewusstsein wiederzugeben, ...” (81/25 ff.)

Auch im nächsten Beispiel werden Sätze nebeneinandergestellt, ohne zwischen ihnen die kausale Verbindung, die offensichtlich erscheint, herzustellen:

“...; nach und nach wurde er ruhig, das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, ...” (80/39, 81/1)

Durch das Aussparen der kausalen Verknüpfung bleiben wir in der Ungewissheit darüber, ob die Ursache, der wahre Grund für Lenz’ Ruhe dessen gemütliche Umgebung ist, oder ob beides, die Ruhe von Lenz und das heimliche Zimmer, grundlos ist.

Der Verlust der kausalen Gebundenheit führt zu einem spielerischen Platzwechsel im Satz:

“Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu.” (81/28 f.)

Die kurzen, abrupten Hauptsätze zeigen an, dass die Sprache nicht

mehr die Aufgabe hat, die Einheit, deren Fehlen Lenz am 20. Jänner erfährt, aufzubauen, obwohl in ihr die Möglichkeit läge, ein Ganzes zu bilden, in dem die Einzelteile sich sinnvoll erfüllten. Büchners Sprache, die hier mit Lenz durchs Gebirg geht, ist eine Sprache der kurzen Hauptsätze; Nebensätze fehlen, denn sie würden in ihrer Verbundenheit mit dem Hauptsatz ein Beziehungsgeflecht vortäuschen:

“Es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fusses tönte wie Donner unter ihm, er musste sich niedersetzen.” (80/13ff.)

* * *

Um neu anzusetzen, kehre ich zu den Anfangssätzen, den ersten Sätzen des *Lenz* zurück:

“Den 20. Jänner ging Lenz durch’s Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.”

Lenz, der durchs Gebirg streift, ist in eine fremde Umgebung ausgesetzt, in der sich nichts findet, das als ein Bedeutungsvolles anspräche; in der Leere der Gleichgültigkeit fehlt eine Du-Beziehung zwischen einem Ich und einer äusseren Wirklichkeit. Dem Fehlen eines Weltbezugs entspringt die Richtungslosigkeit, mit der Lenz durchs Gebirg streift. Dem Gleichgültigen ist nichts vorgegeben, dem er sich zuwenden könnte. Zwischen dem Gleichgültigen und der entleerten Aussenwelt zeigt sich nichts als die Leere der Beziehungslosigkeit, die erst dann überwunden sein wird, wenn ihm selbst die Welt wieder als eine bedeutungsvolle erlebenswert erscheint.

Lenz ist nicht nur beziehungslos dem Fehlen einer nichtssagenden Welt ausgesetzt, sondern er bewegt sich auch unverbunden in der Zeit. Zu Beginn der Erzählung, am 20. Jänner, wissen wir nicht, woher Lenz kommt, noch wohin er geht; wir erfahren nur, dass er geht. Die Erzählung hebt nicht an: ‘Und so kam es, dass er nun hier ist’, an diesem Ort, sondern sagt allein das zeitlich unverbundene Unterwegssein, um das sich das Dunkel legt. Das ‘Folge-Gesetz’, das die

Gegenwart aus der Vergangenheit herleiten und dadurch eine zeitliche Ordnung aufbauen würde, ist unterwegs im Gebirg aufgehoben. Und die Zukunft, die das Gehen sinnvoll ausrichtete, ist ausgeschaltet (*"..., es lag ihm nichts am Weg."*). Sein gleichgültiges Gehen ist nicht getragen von der Vergangenheit noch bezogen auf eine Zukunft. Die Bewegung, die nicht getragen ist von einer Herkunft, noch eine Zukunft hat, bleibt in sich gefangen.

Nach und nach wird uns dann beiläufig mitgeteilt, dass er irgendwo, in Waldbach, im Pfarrhause, bei einem gewissen Pfarrer Oberlin, angelangt sei:

"..., man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach." (80/23f.)

"..., er war bald in Waldbach im Pfarrhause." (80/28)

"Oberlin hiess ihn willkommen, ..." (80/31)

Die Frage, warum er in seinem gleichgültigen Gehen gerade nach Waldbach ins Pfarrhaus zu Oberlin gelangt, findet auch auf der nächsten Einführungsstufe keine befriedigende Antwort:

"Ich bin ein Freund von Kaufmann und bringe Ihnen Grüße von ihm." (80/33f.)

Bezeichnenderweise hat Oberlin auf die Frage des Wohers schon von vornherein eine Antwort im Sinn, eine Antwort, die ihm jede weitere Fragestellung abnimmt. Oberlins Antwort auf die Frage des Wohers gibt der Gegenwart ihren Grund zurück; in der begründenden Antwort erfüllt uns Oberlin Lenz' leere Gegenwart wieder mit Sinn:

"Oberlin wusste von allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, ..." (86/20ff.)

Oberlin, der uns hier die leere Gegenwart wieder mit Sinn erfüllt, indem er ihr den Grund des Wohers zuspricht, steht selber in einer alleserfassenden Ordnung drin. Sie erweist sich fürs erste als eine moralische, die Gott der Welt in seinem Wort vorgegeben hat. Die Sprache, die die Ordnung vorschreibt, verbürgt als die Sprache Gottes

für die Wahrheit des Vorgegebenen. Was sie sagt, muss der Mensch erfüllen:

“Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäss zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: ‘Ehre Vater und Mutter’ und dergleichen mehr.” (94/22ff.)

Das *“Er sagte”* scheint die Distanz zwischen Oberlin und Lenz auszumessen. Lenz erfährt im Augenblick das Gesagte nicht als erfüllende Wahrheit, die in Gott gründet, sondern nur als Floskel, die ihm nicht Grundsatz ist. Das nachgestellte *“und dergleichen mehr”* entlarvt das moralische Postulat, das Oberlin verantwortet, da es von Gott vorgeschrieben ist, als leere Floskel unter anderen, die für Lenz keine Bedeutung hat. Lenz, für den der Satz keine Bedeutung hat, steht ihm als einem nichtssagenden gleichgültig gegenüber.

Die Ordnung, deren letzte Instanz Gott ist, wird Oberlin nicht in Frage gestellt, da damit Gott selber hinterfragt würde. In ihr hat jedes einzelne seinen vorbestimmten Platz; das Abweichen vom richtigen Platz ist ein Versehen, das die Ordnung nicht aufhebt. Das Zurechtweisen Oberlins, dem die Ordnung vorgegeben ist, nimmt den richtigen Platz immer schon vorweg. Oberlin, der die Ordnung kennt, ist den andern Vorbild im Abbilden der Ordnung:

“..., man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; ...” (82/15)

Aus der vorgegebenen Ordnung heraus wird sein ganzes Tun, das ihn an die Welt bindet, gerichtet; alles, was Oberlin unternimmt, ist sinnvoll, weil es in einer Bahn verläuft, der das Ziel vorgegeben ist:

“Dann rasch in’s praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht.” (82/17f.)

Das In-der-Ordnung-Stehen lässt sich auch in Kleinigkeiten verfolgen:

“Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her, und packte aus, legte hin.” (94/21)

Das Hin- und Hergehen ist nicht ein Gehen, das sich in der rückläufigen Bewegung wieder aufhebt und in sich selbst gefangen bleibt, sondern

die Bewegung, die in der Zweckgebundenheit zielgerichtet ist und jeweils ankommt, ist sinnvoll.

In der Richtungslosigkeit sehen wir Lenz:

“..., er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einigemal, endlich wurde er still.” (95/26ff.)

Und am Ende heisst es von Lenz, der jeden festen Zielpunkt und damit jede Ausrichtung verloren hat:

“Er zog sie wacker herum, endlich ging er nach Waldbach zurück und da sie nahe an dem Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück.” (97/8ff.)

Das richtungslose Gehen von Lenz, das, da es alles verloren hat, nichts mehr vorfindet, worauf es sich ausrichten und worin es sich als ein sinnvolles am Ende erfüllen könnte, kommt aus dem *“Chaos seines Geistes”* (91/34f.), in das er nach dem Weltverlust fällt. Lenz' Denken findet am Ende keine Auswege mehr, da ihm keine bedeutungsvollen Bezugspunkte ausserhalb mehr vorgegeben sind, auf die hin es zuhalten könnte. Im Fehlen einer Ausrichtung bleibt das Denken in sich gefangen und gerät in Verwirrung.

Nicht nur das Chaos seines Geistes zeigt, dass Lenz nichts Sinnvolles mehr vorgegeben ist, sondern auch seine Willkür deutet darauf hin, dass die Welt Lenz nicht mehr als eine getragene hält. Aus der Erfahrung des Fehlens eines wahrhaft tragenden Grundes kommen seine *“wahnwitzigsten Possen”*, die die Welt kopfstehen lassen. Die Welt, der ein tragender Grund fehlt, wird im Geist verdrehbar:

“..., er verwirrte sich ganz und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geist willkürlich umzugehen; ...; er amüsierte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, ...” (98/20ff.)

Oberlin vermag alles zu ergünden, will heissen in jedem einzelnen eine Bedeutung zu sehen und ihm einen Sinnzusammenhang zu erschliessen, indem er es im Hinblick auf ein zugrundeliegendes

Verbindliches liest; die erscheinende Welt ist ihm die sinnhafte Repräsentation dieses Tieferen. Der Weg in die Tiefe führt in letzter Instanz zu Gott als dem alles erfüllenden Grund:

“Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände, er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentiert würde.” (86/8ff.)

Oberlin verliert die Gewissheit, dass Gott ist, nie. Er begegnet ihm ja beständig in der Welt, in der er sich manifestiert. Die nachfolgenden Sätze, in denen die Begegnung mit Gott beschrieben wird, spricht Oberlin direkt zu Lenz. Büchner setzt sie in die indirekte Rede, die den Konjunktiv erfordert. Er scheint sich damit von einer solchen Gewissheit, die dem Erscheinenden den einen Bezugspunkt zuspricht, zu distanzieren:

“Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unsichtbare Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, ...” (83/11ff.)

Der Grund, worauf alles Erscheinende als Bedeutungsvolles verweist, ist Oberlin vorgegeben. Der Glaube, der jeder seiner Wahrnehmungen vorausgeht und ihr den Sinn zuspricht, verhindert, dass Oberlin jemals der Umgebung als einer nichtssagenden gleichgültig fremd gegenübersteht; Oberlin ist der Welt, in der sich sein Gesuchtes manifestiert, verbunden. Indem er der Welt nahe ist, fühlt er sich Gott als seinem gesuchten Du nahe.

Der Glaube, der das Erscheinende als ein Wahres¹ erlebt, bringt eine Fraglosigkeit mit sich, die der Satz in seinem Ablauf entdeckt. Oberlin fragt nicht, ob das, was er wahrnimmt, vielleicht nur eingebildet sei (die Hand bleibt unsichtbar), und der Glaube, der im Erscheinenden immer schon Gott sieht, trägt Oberlin fraglos vom letztlich grundlosen *“ein Glanz”*, *“eine Stimme”* zum unbestimmten Grund des *“es”* und weiter zu *“Gott”*, der ihm immer schon im Sinn

¹ ‘wahr’ im Sinne der symbolischen Präsenz in der Welt von dem, woran geglaubt wird: *“... dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, ...” (83/16f.)*

war. Oberlin, dem der eine sinnstiftende Grund vorgegeben ist, fragt nicht, ob das, was ihm erscheint, vielleicht grundlos ist, und bewahrt sich darin davor, dass ihm *“eine Stimme”* als eine unbestimmte unversehens fremd wird.

Oberlin sieht sich in der Aufgabe, Lenz *“zurechtzuweisen”*, indem er ihn in seine Welt, in der alles aus einem gemeinsamen Grund heraus verbunden ist, miteinbezieht. Dem Gleichgültigen, der einer bedeutungslosen Umgebung, der die ‘Attribute’ fehlen, fremd gegenübersteht, muss Oberlin seine wahre erfüllte Welt nahebringen. Lenz soll sich *“ins Leben hineinleben”* und dadurch die Leere der Beziehungslosigkeit einer entleerten Materialität gegenüber überwinden.

Dieser Grund, der als letzte Instanz alles in sich birgt, hebt das einzelne, das durch ihn zu einem Bedeutungsvollen wird, aus der Vereinzelung heraus. Die Welt, in der Oberlin steht, fällt nicht in unzusammenhängende Einzelteile auseinander wie zu Beginn, da ihr Lenz als einer grundlos bedeutungslosen gleichgültig fremd gegenübersteht, sondern die einzelnen Teile sind in der Ähnlichkeit, die Gott unter ihnen stiftet, miteinander verbunden: Sie sind sich darin ähnlich, dass sie Manifestationen des einen Grundes sind, der sie alle erfüllt und zusammenhält. — Wäre wohl Gott das allesbergende ‘tertium comparationis’ in der Mitte, das die Welt vor ihrer Auflösung in nichtssagende Einzelteile bewahrt?

“Den 20. Jänner ging Lenz durch’s Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.”

Zu einem späteren Zeitpunkt streift Lenz wieder durch die Landschaft, nun nicht mehr allein, sondern in Begleitung Oberlins, dessen Sehweise die seinige zu beeinflussen scheint. Die Landschaft wird folgendermassen wahrgenommen:

“...; breite Bergflächen, die aus grosser Höhe sich in ein schmales, gewundnes Thal zusammenzogen, das in mannichfachen Richtungen

sich hoch an den Bergen hinaufzog, grosse Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, ...” (81/36 ff.)

Büchners Stil der verfehlten Ganzheit zeigt sich auch hier, wo die Natur in Begleitung Oberlins beschrieben wird. Das blossе Nacheinander im Satzablauf, in dem die einzelnen Glieder unverbunden belassen werden, bleibt (*“breite Bergflächen, ..., grosse Felsenmassen, ..., wenig Wald, ...”*), wird aber in den dazwischenliegenden Relativsätzen, die uns in ihr Beziehungsgeflecht einbeziehen, vergessen. Im Gefüge von Haupt- und Nebensätzen wird sprachlich eine Ordnung geschaffen, die die Geordnetheit der oberlinschen Welt abzubilden scheint. Auffallend ist nun, dass der letzte Schritt, der die Abrundung bringen würde, nicht erfolgt. Der Satz, der in die Länge gezogen sich zum Ende hin spannt (im ersten Teil in zwei beinahe endlosen Relativsätzen), schafft eine Erwartung, die syntaktisch nicht erfüllt wird; denn das Verb, das die einzelnen Satzgebäude, innerhalb derer Beziehungen spielen, verbinden und zwischen ihnen ‘die Leere der Beziehungslosigkeit’ aufheben sollte, bleibt aus. Die Erwartung auf ein Einendes, die der Satz in seinem dahingezogenen Ablauf schafft, wird vereitelt, da sich das Verb, in dem sich die einzelnen Glieder alle finden könnten, nicht einstellt. Im Fehlen des einenden Verbs gelangt der Satz nicht zu seinem versprochenen erfüllenden Ende.

Die Vereinigung, die der Satz syntaktisch, sprachlich eigentlich nicht leistet, wird aber von Lenz und Oberlin wahrgenommen. Im Fehlen des Verbs jedoch scheint der Text in seiner Sprachführung die Verbundenheit, in der Mensch und Natur stehen und die im folgenden auf der nichtsyntaktischen Ebene ausgesagt wird, zu untergraben.

“...; breite Bergflächen, ..., grosse Felsenmassen, ..., wenig Wald, aber alles im grauen ernsten Anflug, ...” (81, 82/1)

Die ganze Natur ist in einem grauen ernsten Anflug geborgen. Da jeder Teil nun von einem Gleichen erfüllt ist, entsteht zwischen den disparaten Teilen ein Ähnlichkeitsverhältnis; die breiten Bergflächen, die grossen Felsenmassen und der wenige Wald sind sich ähnlich in ihrem grauen ernsten Anflug, der – allem gemeinsam – alles untereinander verbindet. Das einzelne ist nun nicht mehr isoliert, sondern

hat in der Ähnlichkeit ein Gegenüber, zu dem es in der Entsprechung in Beziehung steht.

Das alles Verbindende, das Lenz mit Oberlin in der Natur wahrnimmt, wird sprachlich nicht in einem eigentlichen, sondern in einem übertragenen Wort (*"Anflug"*) ausgesagt. *"Anflug"* ist nicht mehr ein 'ursprüngliches' Wort, das ein bestimmtes aussersprachlich Fassbares benennt. In seiner Herleitung von einem anderen sprachlichen Zeichen wird das Wort ein übertragenes, das seinen direkten Bezug zur Wirklichkeit wie verliert. *"Anflug"* scheint damit die Nicht-Eigentlichkeit als die eigentliche Nicht-Gegebenheit des Wahrgenommenen zu sagen. So ist denn auch der Anflug, der sich über die Natur legt und sie zu verbinden vermag, ja nicht ein Materielles, eigentlich Fassbares, sondern was die Einheit stiftet, ist ein unfasslich Stimmungshaftes – vielleicht etwas, das nur als 'Sprachliches' gegeben ist.

Die Umgebung zerfällt nicht in einzelne *"Felsen und Tannen"*, sondern *"grosse Felsenmassen"* und *"Wald"* beeindrucken Lenz zusammen mit Oberlin. Die sich ähnlichen und doch verschiedenen Bäume werden als grosses Ganzes erlebt, das die Vereinzelung des blossen Nebeneinanders vergessen lässt. Das grosse Ganze (*"Wald"*), das Lenz wahrnimmt, ist aber etwas, das sich weiter von der Wirklichkeit entfernt hat; denn *"Wald"* scheint nur etwas sprachlich Gegebenes zu sein, da es auf der referenziellen Ebene, eigentlich, immer nur eine Aneinanderreihung von verschiedenen einzelnen Bäumen gibt.

Die Einheit besteht nicht nur in der Natur, sondern in ihr finden sich auch die Bewohner der Gegend. Zur Natur, über der ein grauer ernster Anflug liegt, gehören *"die Leute, schweigend und ernst"* (82/12f.). Mensch und Natur bilden ein harmonisches Ganzes. In die Einstimmigkeit zwischen Bewohnern und Landschaft wird für einige Augenblicke auch Lenz mit Oberlin miteinbezogen:

"Es wirkte alles wohlthätig und beruhigend auf ihn." (82/20f.)

Lenz, der mit Oberlin gleichgesinnt ist, steht nun nicht mehr gleichgültig einer fremden Welt gegenüber, sondern ist in der äusseren Welt, die ihm als eine bedeutungsvolle erschlossen ist, aufgehoben. Lenz

fühlt sich mit Oberlin geborgen in einer Welt, die ihn anspricht.¹

Eine Beziehung des Menschen zur Natur wird aber nur dadurch erreicht, dass die Natur nicht 'als solche' belassen wird. Ihr werden erlebend Attribute ('wertende Adjektive') zugesprochen, die eigentlich dem menschlichen Bereich angehören. Die Aussenwelt wird, um sie aus der Fremde zu holen und sich in Beziehung zu ihr setzen zu können, vom Menschen, dem Sprachwesen her als seine Welt konstituiert:

"..., aber alles im grauen ernsten Anflug, ..."

"..., und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, ..."
(82/3f.)

"..., Bretter ..., von schwarzer ernster Farbe." (82/11f.)

Die Versöhnung, die Lenz in der Natur findet und die ihm Geborgenheit und Ruhe schenkt, wird nur vom Übertragenen getragen, von Attributen, die erlebend vom menschlichen Bereich auf die Natur übertragen werden. Sie vermögen die Natur aus der nichtssagenden Eigentlichkeit, in der ihr Lenz am 20. Jänner fremd entgegensteht, herauszuholen und sie in eine Du-Beziehung zum Menschen zu bringen. Der Bezug zur dinglichen Aussenwelt jedoch — der Weltbezug, in dem die unsagbare Fremde überwunden ist — scheint ein fraglicher, da das, was den Bezug trägt, der ernste Anflug, der sich über alles legt, nicht ein Eigentliches ist, sondern nur ein durch ein vom Menschen Übertragenes gebildetes Scheinhaftes, ein 'unfasslich Stimmungshaftes'. Dieses Scheinhaftes des übertragenen ernsten Anflugs, das zwischen Mensch und Natur eine Du-Beziehung in der Ähnlichkeit stiftet, ist ein Metaphorisches, das als ein Bedeutungsvolles von dem Gemeinsamen, in dem alles gründet, zeugt. Vielleicht

¹ Lenz und Oberlin, die gleichgesinnt (ruhig) sind, bilden mit der sie umgebenden Natur eine Einheit. Es scheint — doch auch dies ist fragwürdig, da Lenz vielleicht anderes als Du gegenwärtig ist als Oberlin —, dass es zwischen beiden zu einer *"gemeinsamen Appräsentation und damit zur Konstitution einer gemeinsamen Welt"* kommt (Ludwig Binswanger, *Melancholie und Manie*, S. 81). Ganz im Unterschied zu Oberlin wird Lenz, der von ausserhalb kommt, je wieder aus der Gemeinschaft heraus- und in die Fremde zurückfallen, da sich alles, was ihn anspricht, verliert und sich der *"rettungslose Gedanke, als sey Alles nur sein Traum"*, vor ihm öffnet.

ist aber der von Lenz und Oberlin wahrgenommene Schein, der die Natur als eine beseelte dem Menschen nahebringt, nicht ein wahrer, sondern nur ein vorgetäuschter, der etwas vorgibt, das gar nicht gegeben ist.

Auf der sprachlichen Ebene ist es ein metaphorisches Sprechen, das den Schein der Verbundenheit in der Ähnlichkeit erzeugt – *“which fuses together the parallel movements of nature and of passion.”*¹ Die menschlichen Attribute (gewaltig, ernsthaft, schweigend still), die der eigentlichen Naturbenennung beigegeben (*“Gipfel, gewaltig, ernsthaft oder schweigend still”*) zu Metaphern werden, drücken die Verbundenheit in der Ähnlichkeit aus einem gemeinsamen Grund aus, den sie als ihren Ursprung sagen. Der gemeinsame Grund, an den ein metaphorisches An-die-Welt-Gehen glaubt, wird sprachlich in den Metaphern des Textes evoziert. Ein metaphorisches Sprechen, das bedeutungsvoll ansprechende Welt zur Erscheinung bringt, wäre dann dem metaphorischen Erleben gleichgesinnt, wenn es die Welt, mit der sich der Erlebende, der in ihr steht, eins glaubt, im Sprechen nicht in Frage stellt. Es würde dann selber seinen Anfang nehmen erfüllt vom Glauben an die innere Verbundenheit von Mensch und Natur aus einem alles tragenden Grund.

In dem Aufsatz *Nature, Humanisme, Tragédie*², der ähnliche ‘epistemologische’ Fragen der Sprache erörtert, kommt Robbe-Grillet auch auf die Figur der Metapher zu sprechen, der er misstrauisch gegenübersteht; ja, er möchte gar die Metapher schlichtweg abschaffen, weil durch sie doch eine Welt evoziert wird, die nur eine täuschende ist. Er möchte einfach zurück zu einem illusionslosen eigentlichen Sprechen kehren, das die Dinge in ihrer Eigentlichkeit (*“les données physiques pures”, “forme, dimensions, situation, etc.”*) benennt und das alte *“système métaphysique”*, das in einem metaphorischen Sprechen zum Ausdruck kommt, abbaut:³

¹Paul de Man, *The Rhetoric of Temporality*, in: *Interpretation. Theory and Practice*, hrsg. von Charles S. Singleton, S. 187.

²Alain Robbe-Grillet, *Pour un nouveau Roman*

³Robbe-Grillet geht davon aus, dass es hinter dem metaphorisch Zurechtgemachten das Ding, wie es eigentlich ist, das ‘Ding an sich’ in seinen reinen physikalischen Gegebenheiten gibt, das es einfach freizulegen und zu benennen gilt.

“La métaphore, qui est censée n’exprimer qu’une comparaison sans arrière-pensée, introduit en fait une communication souterraine, un mouvement de sympathie (ou d’antipathie) qui est sa véritable raison d’être.”¹

Und etwas weiter vorne heisst es, mit Beispielen, die an unsere Textstelle aus dem *Lenz* erinnern:

“La métaphore, en effet, n’est jamais une figure innocente. Dire que le temps est ‘capricieux’ ou la montagne ‘majestueuse’, parler du ‘cœur’ de la forêt, d’un soleil ‘impitoyable’, d’un village ‘blotti au creux du vallon’, c’est, dans une certaine mesure, fournir des indications sur les choses elles-mêmes: forme, dimensions, situation, etc. Mais le choix d’un vocabulaire analogique, pourtant simple, fait déjà autre chose que rendre compte de données physiques pures, et ce qui s’y trouve en plus ne peut guère être porté au seul crédit des belles-lettres. La hauteur de la montagne prend, qu’on le veuille ou non, une valeur morale; la chaleur du soleil devient le résultat d’une volonté ...”²

Dabei wird in den Aussagen Robbe-Grilletts kein Unterschied gemacht zwischen einem metaphorischen An-die-Welt-Gehen und einem metaphorischen Sprechen; letzteres bildet ersteres nur ab und glaubt dadurch an das, was es sagt. Es glaubt an die metaphorische Welt, die es im Sprechen entstehen lässt:

“Dans la quasi-totalité de notre littérature contemporaine, ces analogies anthropomorphistes se répètent avec trop d’insistance, trop de cohérence, pour ne pas révéler tout un système métaphysique.”³

Unser Text jedoch

“... Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, ...”

scheint ein metaphorisches Sprechen zu sein, das nicht an das glaubt, was es sagt, ein Sprechen, das die in ihm erscheinende Welt nicht als eine wahre ausgibt, sondern als eine in der Freiheit der rhetorischen

¹ Alain Robbe-Grillet, *Pour un nouveau Roman*, S. 60

²ebd., S. 59 und 60

³ebd., S. 60

Möglichkeiten geschaffene. Ein Sprechen, das nicht an das glaubt, was es sagt, das heisst das, was es sagt, als ein bloss Gesagtes sagt, hat seinen Ausgangspunkt in der Freiheit der Sprache. Das *“oder”*¹ in unserem Beispiel weist auf die Möglichkeiten und auf die Beliebigkeit eines bildlichen Sprechens hin, das, jenseits einer vermeintlichen Eigentlichkeit, aus der Freiheit der Sprache schöpft. Die Gipfel, die der Betrachter als bedeutungsvolle wahrnimmt und die ein sogenannt eigentliches Sprechen in der Eigentlichkeit zu fassen meint, werden hier aus den Möglichkeiten der Sprache heraus als bedeutungsvolle, erlebenswerte geschaffen und als sprachlich geschaffene ausgewiesen. Ein Sprechen, das die Sprachlichkeit der evozierten Welt zu erkennen gibt, bildet dann das Erleben, das in der Identifikation mit der bedeutungsvoll ansprechenden Welt an das glaubt, was in ihr zur Erscheinung zu kommen scheint, nicht ab, sondern das Sprechen des Textes entlarvt dadurch, dass es die evozierte Welt als eine sprachliche ausweist, in der das, was zur Erscheinung zu kommen scheint, als ein ‘Hineininterpretiertes’ gesagt wird, das Erleben als Täuschung.

Die Natur, die Lenz anspricht, in der sein *“Gefühl für die Natur”* wieder erwacht, ist eine bedeutungsvoll metaphorische, symbolisch erscheinende, die in die Tiefe weist in einen letzten ursprünglichen Grund, aus dem sich alles zu einer Einheit verbindet. Die Totalität aus besagtem ursprünglichen Grund, in der Mensch und Natur in einem inneren, wesentlichen Bezug aufgehoben sind, drückt sich sprachlich in Metaphern aus.

Auch Valerio aus *Leonce und Lena* drängt es, in der ganzen Natur, in Tier- und Pflanzenwelt nacheinander aufzugehen,

“Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, dass man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu fressen, der solches Gras gefressen.” (106/38, 107/1 ff.)

und auch Valerio macht sich rhetorisch die Natur zurecht, auf dass sie ihm ganz nahe scheine und er mit ihr eins werde:

¹ Dieses *“oder”* findet sich auch in der Mitte des Sturm-Bildes, des stürmischen Metapherngestöbers (79/28).

“... (Er legt sich in das Gras) Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen, wie auf einer Rose.” (106/31 ff.)

Hinter den scheinbaren Metaphern Valerios (blühen, Rose), die eine wesentliche Ähnlichkeit aus einem gemeinsamen Grund zu sagen scheinen, eröffnet sich hier der Abgrund eines leeren metonymischen Bezugs. Valerio sieht seine Nase blühen, seine Rose nicht aus einem tiefsten Gefühl der Wesensverwandtschaft mit der Natur, sondern der Bezug, der ihn unbekümmert für die Nase eine Blume sagen lässt, ist ein leerer des zufälligen Nebeneinanders; und die Ähnlichkeit, die doch auch zwischen der Nase Valerios und einer Rose zu bemerken ist, ist nicht wesentlicher, sondern rein äusserlicher Natur: Die Nase Valerios nämlich ist rot wie eine Rose – in vino veritas.

Die scheinbare Metapher erweist sich als Metonymie. Zwischen der Nase Valerios und einer Blume, zwischen Mensch und Natur, besteht kein innerer Bezug der Wesensverwandtschaft, sondern ein rein äusserlicher des je zufälligen Nebeneinanders. Während die Metapher in die Tiefe weist zu einem Grund, der als das alles Verbindende sie wesentlich rechtfertigt, fehlt der Metonymie, des Ersatzes der zufälligen Äusserlichkeiten, der Verweis in die Tiefe eines wahren Grundes; die Metonymie ist der rhetorische Vollzug der leeren Eigentlichkeit.

Valerio, den das Wesentliche keinen Deut angeht, dessen eigentliche Bedürfnisse das Naheliegende befriedigen, erheitert sich an Metonymien.¹ Nicht das Eigentliche soll, um Himmels Willen!, wesentlich scheinen und ihn hinanzeihen, sondern das wesentlich Scheinende, Allerhöchste, soll durch die Metonymie eigentlich werden:

“Das Wirtshaus auf einer Anhöhe. An einem Fluss. Weite Aussicht. Der Garten vor demselben.” (121/1 ff.)

Valerio: “Ich weiss nicht, was Ihr wollt, mir ist ganz behaglich zu

¹ Valerio kommt nicht über die Metonymie hinaus: Nachdem er die kostbaren Stiefel und Hosen des Prinzen Leonce in bare Münze und weiter in Speis und Trank umgetauscht hat: *“Nun Prinz, liefern Ihre Hosen nicht ein köstliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der grössten Leichtigkeit die Kehle hinunter?” (121/6 ff.)*

Muth. Die Sonne sieht aus wie ein Wirtshausschild und die feurigen Wolken darüber, wie die Aufschrift: 'Wirtshaus zur goldenen Sonne'." (122/12ff.)

Und wo im Lustspiel *Leonce und Lena* Metaphern und scheinbar metaphorische Bezüge auftauchen, können sie nicht ernst genommen werden: Sie scheinen nicht natürlich, sondern entlarven ihre Künstlichkeit. Metaphern glücken in *Leonce und Lena* nur im arrangierten, inszenierten Raum, auf Befehl:

"Stellt die Lampen unter Krystallglocken zwischen die Oleander, dass sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blättern hervorträumen. Rückt die Rosen näher, dass der Wein wie Thautropfen auf die Kelche sprudle..." (109/31 ff.)

Ja selbst bei den Vergleichen Lenas, der scheinbar romantischen Figur des Lustspiels, ist nicht zu entscheiden, ob metaphorische oder metonymische Bezüge intendiert sind:

"... und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken." (120/30f.)

"... und die Sonnenstrahlen wiegen sich an den Grashalmen wie müde Libellen." (120/37f.)

Inhaltsübersicht

I.	<i>"Den 20. Jänner ging Lenz durch's Gebirg." (Lenz)</i>	5
II.	<i>"..., und die Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so dass ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler schnitt; ..." (Lenz)</i>	23
III.	<i>"...; nach und nach wurde er ruhig, das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille sass." (Lenz)</i>	39
IV.	<i>"Ein Dröhnen: es ist / die Wahrheit selbst / unter die Menschen / getreten, / mitten ins / Metapherngestöber." (Paul Celan)</i>	51
V.	<i>"Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam; er warf sich über die Leiche nieder; ..." (Lenz)</i>	63
VI.	<i>"Blicke umher: / sieh, wie's lebendig wird rings – / Beim Tode! Lebendig! / Wahr spricht, wer Schatten spricht." (Paul Celan)</i>	77
VII.	<i>"Adieu, Marie, du bist schön wie die Sünde –." (Woyzeck)</i>	87
VIII.	<i>"Ein Mensch muss auch der Narr von Verstand seyn, damit er sagen kann: Narrisch Welt! Schön Welt!" (Leonce und Lena)</i>	111
IX.	<i>'und "morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit den Spass noch einmal von vornan. Auf Wiedersehn!"' (Leonce und Lena)</i>	127
	Bibliographie	148
		151

Lebenslauf

Ich wurde am 30. August 1949 in Luzern geboren. An unserem Wohnort Arth am See/SZ absolvierte ich sechs Klassen Primar- und eine Klasse Sekundarschule. Das Gymnasium schloss ich 1970 an der Kantonsschule Zug mit der Maturität Typus B ab.

Von 1970–1976 studierte ich an der Universität Zürich Germanistik, französische Literatur und vergleichende Literaturwissenschaft, namentlich bei Privatdozentin Dr. Eleonore Frey-Staiger, Professor Dr. Hans-Jost Frey und Professor Dr. Paul de Man. Im Winter 1973/74 weilte ich in Aix-en-Provence. 1976 erlangte ich das Lizentiat.

Neben einer halbtägigen Berufstätigkeit schrieb ich seither an meiner Dissertation. Von 1976–1978 war ich in Genf wohnhaft, wo ich für ein Semester eine Vorlesung und ein Seminar von Professor Dr. Roger Dragonetti besuchte. Seit meiner Rückkehr in die Deutschschweiz folge ich wieder den Vorlesungen von Professor Dr. Hans-Jost Frey. Ich gedenke, mich auch inskünftig literaturwissenschaftlich weiterzubilden.

